

**Zeitschrift:** Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

**Band:** 86 (1996)

**Heft:** 3

**Artikel:** Lebenserinnerungen des Historikers Moriz Ritter

**Autor:** Kessler, Ewald

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-404856>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Lebenserinnerungen des Historikers Moriz Ritter

Der Freiherr Werner v. Haxthausen<sup>1</sup> schrieb 1815: «Wie die Geschichte, vor allem die vaterländische, durchaus von religiöser Meinung und Ansicht bis in's feinste Geäder durchdrungen wird und daher auch Andern anders erscheinen muss, so sind alle Doctrinen, insofern sie sich nicht blos mit den Realien sich beschäftigen, also wenigstens ihrer philosophischen Begründung nach, mehr oder weniger von unserer religiösen Ansicht abhängig. Sie sind alle von unserer philosophischen Bildung abhängig, von unseren Begriffen über Geist und Leben, über Erkenntniss und Wissenschaft, und die Begründung der einzelnen, und den Zusammenhang aller, und wer wird leugnen, dass diese Begründung unseres Wissens nicht mit der Religion, mit unseren Begriffen von Gott, der Welt und den Menschen, ihrer Geschichte und Überlieferung zusammenhänge.»<sup>2</sup> Er propagierte die Errichtung einer katholischen Universität in Köln als Gegengewicht gegen die zahlreichen protestantischen Universitäten insbesondere in Norddeutschland, denen der katholische Süden Deutschlands nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte.

Diese Pläne scheiterten. An der Bonner Universität, die 1818 vom preussischen Staat wieder errichtet wurde, herrschte trotz ihres katholischen Einzugsbereichs ein protestantisches Übergewicht. So fand sich auch der Bonner Altphilologe Franz Ritter, der Vater des Historikers Moriz Ritter, immer zurückgesetzt. Er wurde nicht vom ausserordentlichen zum ordentlichen Professor befördert. Erst als die Münchener Universität nach der Verlegung von Landshut und Ingolstadt in die bayerische Hauptstadt aufblühte, konnte sich hier, neben Prag und Wien, ein Pendant zu den norddeutschen Universitäten entwickeln.

Mit dem Theologen I. v. Döllinger, der die Tradition der katholischen Aufklärung und Erneuerung in sich aufgenommen hatte und sie weiter

<sup>1</sup> Werner Moriz Maria Freiherr (seit 1837 Graf) v. Haxthausen (1780–1842), erzogen im Haus des Grafen F. L. Stolberg in Münster, eines Konvertiten, Studium der Rechte und der Medizin in Münster und Prag. 1804 Domkapitular in Paderborn, dann orientalische Studien in Paris, 1809 in Göttingen, 1810 in Halle. In den Freiheitskriegen Flucht über Norwegen und Schweden nach England, knüpfte u. a. auf dem Wiener Kongress Kontakte zu E. M. Arndt, den Brüdern Grimm, Boisserée und J. Görres. 1815 Regierungsrat in Köln, 1837 Übersiedlung nach Bayern, da er mit der preussischen Politik nicht mehr übereinstimmte.

<sup>2</sup> Zitiert nach: Hans-Jürgen Brandt, Eine katholische Universität in Deutschland? Das Ringen der Katholiken in Deutschland um eine Universitätsbildung im 19. Jahrhundert, Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Band 12, Köln/Wien 1981, S. 358–359.

entwickelte, und C. A. Cornelius, der als Katholik von der norddeutsch-protestantischen Bildungstradition geprägt war, lehrten in den 1860er Jahren in München zwei Historiker, die im Rahmen der Universität und der neu gegründeten Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zusammen mit ihren Schülern einen Beitrag zur Geschichtsforschung leisten konnten, der im übrigen Deutschland als ebenbürtig anerkannt wurde<sup>3</sup>. Über Moriz Ritter, der hier seine Ausbildung beendete, urteilte Theodor Heuss, seine Wissenschaft sei «frei von konfessioneller Tönung»<sup>4</sup> gewesen. Als Schüler Ritters werden Georg v. Below, Aloys Meister, Adalbert Wahl, Wilhelm Levison, Friedrich Meinecke und Ludwig v. Pastor genannt<sup>5</sup>.

Doch ihre Offenheit und ihre historisch-kritische Methode wurden innerhalb des Katholizismus angefeindet, ja nach den Dogmen des Vatikanums I mussten sie feststellen, dass man in Rom «eine neue Kirche gemacht» hatte<sup>6</sup>. Zwar schützten die weltlichen Regierungen sie und viele ihrer Gesinnungsgenossen in ihren akademischen Stellungen, und ihr Schü-

<sup>3</sup> Walter Goetz, Historiker in meiner Zeit, Gesammelte Aufsätze, Mit einem Geleitwort von Theodor Heuss, Köln/Graz 1957, S. 96–97 und S. 151. Über seine eigene Entwicklung schrieb Döllinger am 13. Aug. 1880 an J. C. Bluntschli: «Dass wir dem König Max II. und dem Kreise von ausgezeichneten Männern, die er in München versammelt, grossen Dank schulden, habe ich schon lange anerkannt und ausgesprochen. Sie, verehrter Freund, können sicher nur mit hoher Befriedigung auf Ihre Münchener Wirksamkeit zurückblicken. Für uns Einheimische – ich nehme mich nicht aus – hat es indessen noch einer ganz anderen Gattung von Lehrmeistern bedurft, um gründlich orientiert und von gewissen ererbten Wahngesilden radical curiert zu werden: ich meine Pius IX. und Napoleon III., und was an diesen hängt. Möchte nur so ein nützlicher und eindringlicher Lehr-Cursus wie das vaticanische Concil etc., für mich etwas früher gekommen sein!» (J. C. Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, Dritter Teil, Die deutsche Periode, zweite Hälfte, Heidelberg 1861–1881, Nördlingen 1884, S. 466)

<sup>4</sup> Th. Heuss, Zur Einführung, in: Goetz, Historiker, S. XIII.

<sup>5</sup> Wolfgang Weber, Priester der Klio, Frankfurt 1984, S. 202–203 und Skalweit, Ritter, S. 217.

<sup>6</sup> Döllinger zum Münchener Erzbischof Scherr bei dessen Rückkunft vom Vatikanum I, s. Friedrich, Döllinger, Bd. III, S. 547. S. a. Friedrich Heyer, Die katholische Kirche vom Westfälischen Frieden bis zum Ersten Vatikanischen Konzil, in: Die Kirche in ihrer Geschichte, Band 4, Lieferung N, Göttingen o.J., S. N 142, wo gesagt wird, dass Döllinger eine «käseglockenartige Abschliessung» ablehnte; und J. Vercamen, Die Situation unserer Gemeinden als Herausforderung für altkatholische Spiritualität, in: IKZ 1993, Heft 1, S. 29: Für Döllinger und die Alt-Katholiken ist «Wahrheit prinzipiell eine historische Wahrheit», der Weg zu Gott «ist der Weg des Dialogs».

ler Moriz Ritter wurde sogar noch auf den «katholischen» Geschichtslehrstuhl in Bonn berufen, doch innerkirchlich wurden sie ausgegrenzt.

Ihr Weg, der von der altkatholischen Bewegung zum Katholischen Bistum der Alt-Katholiken führte, war schwierig. In Baden hatten schon Anfang der 1860er Jahre alte Wessenbergianer um den Amtsrichter Franz August Beck in Neckargemünd eine altkatholische Bewegung proklamiert, die in der Karlsruher Badischen Landeszeitung ihr Organ hatte. Hier fanden sich engagierte Laien zusammen, als es in einer Art vorgezogenem Kulturmampf um die Ersetzung der geistlichen Schulaufsicht durch ein von den Eltern gewähltes Gremium ging. In Heidelberg hatte sich dabei der Jurist Prof. C. J. Mittermaier (1787–1867) engagiert. Erste Erfolge waren die Einführung von jährlichen Schulzeugnissen und eine gemeinsame Versammlung der evangelischen, katholischen und israelitischen Schulpflegschaften. Die altkatholische Bewegung hatte hier einen politisch-liberalen Anstrich, doch gehörten ihr wohl nie ehemalige Deutschkatholiken an.

Im Rheinland, im preussischen Schlesien und in Ostpreussen gab es eine Tradition des Widerstands gegen die preussische Staatsregierung, die sich politisch in den Vorläufern des Zentrums organisiert hatte. Die führende Zeitung dieser Richtung waren die Kölnischen Blätter, deren Programm Franz Heinrich Reusch als Vikar in Köln verfasst hatte; der Redakteur war Fridolin Hoffmann, viele Leitartikel schrieb Theodor Stumpf aus Koblenz. Im Vorfeld des Vatikanums I wurden diese Männer vom Verleger Bachem von der Mitarbeit an der Zeitung, die in Kölner Volkszeitung umbenannt wurde, ausgeschlossen. Hoffmann gründete daraufhin im bewussten Rückgriff auf Joseph Görres einen zweiten «Rheinischen Merkur», in dessen Tradition die deutsche alt-katholische Kirchenzeitung «Christen heute» steht. Hier fanden sich liberale Katholiken, zum Teil auch Konvertiten, zusammen. Dazu kamen Anhänger Anton Günthers, wie die Professoren Baltzer in Breslau und Franz Peter Knoodt in Bonn.

In Bayern waren der König und seine Regierung katholisch, doch gab es hier Spannungen mit dem päpstlichen Stuhl wegen der Abgrenzung der beiderseitigen Einflussphären. König Ludwig II. und seine Ersten Minister Chlodwig v. Hohenlohe und dessen Nachfolger Johannes Lutz waren eindeutig gegen die neuen Dogmen. Sie verhinderten in den Jahren nach 1870 den Ausschluss der Alt-Katholiken aus der katholischen Kirche in Bayern, indem sie das Plazet für die neuen Dogmen verweigerten. Dies hatte auch zur Folge, dass Erzbischof Deinlein von Bamberg die neuen Dogmen in seinem Erzbistum nicht verkündete<sup>7</sup>. Damit drückte

<sup>7</sup> Josef Urban, Die Bamberger Kirche in Auseinandersetzung mit dem Ersten Vatikanischen Konzil. Bamberg 1982, S. 598. Der oberste Gerichtshof in Bayern

*sich die Regierung allerdings auch darum herum, die Alt-Katholiken offiziell zur Kenntnis zu nehmen, wie dies Baden und Preussen mit eigenen Alt-Katholiken-Gesetzen taten. Erst als Döllinger 1890 gestorben war, gab der röm.-kath. Prinzregent, der einer Exkommunikation Döllingers ablehnend gegenübergestanden war, seine Zustimmung zum Ausschluss der Alt-Katholiken aus der katholischen Kirche, der mit Rücksicht auf das Plazet allerdings nur wegen des Dogmas von 1854 möglich war. Die bayerischen Alt-Katholiken verloren damals alle Rechte. Die rechtliche Gleichstellung mit den übrigen Konfessionen brachte erst die Weimarer Reichsverfassung, und als die Zentrumspartei 1933 die Macht verlor, erhielten die bayerischen Alt-Katholiken – auf Kosten der israelitischen Kultusgemeinde und nur bis 1945 – auch die finanzielle Gleichstellung mit den übrigen staatlich anerkannten Kirchen.*

*Die Lebenserinnerungen von Moriz Ritter – die «letzten Aufzeichnungen, die er überhaupt gemacht hat und die nur für seine Angehörigen bestimmt sein sollten» – gingen nach seinem Tod in den Besitz seines Schwiegersohnes Walter Goetz über<sup>8</sup>. Sie liegen heute in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek in Bonn unter der Signatur S 2036 a. Als Schreibpapier benützte Ritter Probedrucke von Doktordiplomen, die er faltete und auf der Rückseite mit jeweils zwei Seiten beschrieb. Die Seiten sind damit etwas grösser als Din A 5. Nur in wenigen Fällen, in denen ein Zusatz zu viel Platz beanspruchte, ist auch die Vorderseite beschrieben. Das Manuskript umfasst insgesamt 75 Seiten. Es wird hier in unveränderter Rechtschreibung und Zeichensetzung wiedergegeben, Änderungen stehen in eckigen Klammern.*

Ewald Kessler, Heidelberg

\* \* \*

Bonnensis sum et patriae et disciplinae<sup>9</sup>. Mit diesen Worten, die ich einmal in der Vita einer Bonner Doktordissertation<sup>10</sup> las, könnte auch ich erklärte am 16. Sept. 1873, dass «vom staatlichen Standpunkte aus die katholische Kirche aus den Anhängern beider Richtungen bestehe» (Europäischer Geschichtskalender für 1873, Nördlingen 1874, S. 198).

<sup>8</sup> Goetz, Historiker, S. 209 und auch S. 191, Anm. 2, S. 207, Anm. 1.

<sup>9</sup> Diesen Satz zitiert Stefan Skalweit, Moriz Ritter, in: Bonner Gelehrte, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn, Geschichtswissenschaften, Bonn 1968, S. 209–224 am Beginn seines Beitrags, der auf weite Strecken eine Paraphrase von Teilen dieser Lebenserinnerungen ist.

<sup>10</sup> Anmerkung von Moriz Ritter: Brambach. – *Wilhelm Brambach* (1841–1932), studierte in Bonn klass. Philologie und Musikwissenschaft, Dissertation: *Inscriptionum in Germania repertarum censura*, Bonn 1863. Er übernahm

meine Erinnerungen beginnen. In Bonn bin ich am 16. Januar 1840 geboren, Bonn war die Stätte, wo ich im Herbst 1846 die Elementarschule, drei Jahre später das Gymnasium und im Herbst 1857 die Universität bezog; an der Bonner Universität habe ich, abgesehen von zwei Semestern, die ich in Berlin und München zubrachte, meine Studien geführt und am 28. Mai 1862 den philosophischen Doktorgrad erworben. Allerdings ungemischt war darum mein Stammescharakter doch nicht. Meine Eltern stammten beide aus Medebach in Westfalen, und erst der Umstand, dass mein Vater<sup>11</sup> sich an der Bonner Universität im Herbst 1829 habilitierte, dann, im Februar 1833 ausserordentlicher Professor wurde, veranlasste beide zur dauernden Ansiedlung in Bonn. Eine zahlreiche Verwandtschaft jedoch, vor allem auch ein meiner mütterlichen Grossmutter gehörendes und später meiner Mutter zugefallenes Haus nebst mittlerem Grundbesitz hielten rege und stetige Beziehungen zu der westfälischen Heimat fest.

Beim Heranwachsen ihrer Kinder – ich hatte noch zwei im Alter mir vorangehende Schwestern – sorgten meine Eltern dafür, dass ihre Erziehung und gesamte Lebensführung den Anforderungen des Gesellschaftskreises, dem sie angehörten, entsprach. Aber leicht wurde ihnen das nicht. Ihre bescheidenen Einkünfte erforderten umsichtige Wirtschaft und strenge Sparsamkeit, und da die Hoffnung meines Vaters, von der ausserordentlichen zu einer ordentlichen Professur aufzurücken, immer wider vereitelt wurde, so war bei aller Tapferkeit der Ehegatten ein gewisser Druck der äusseren Verhältnisse unvermeidlich. Mir kam, wie ich an Jahren zunahm, diese Enge zeitig zum Bewusstsein; zeitig setzte sich dabei auch der Gedanke in mir fest, dass ich meinen Eltern nicht mehr, als nötig, zur Last fallen wolle, daneben freilich auch eine Neigung zum Sorgen und Rechnen, die bei meiner Anlage, das Leben schwer zu nehmen, besser zurückgehalten wäre. Rufe ich im übrigen die Erinnerungen aus meiner Kindheit wach, so treten mir vor allem zwei Erlebnisse vor die Seele, das eine für meine leibliche, das andere für meine geistige Entwicklung von Bedeutung.

1872 die Leitung der badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe und erwarb sich als Vorkämpfer der Selbständigkeit des Bibliothekarsberufes bleibende Verdienste.

<sup>11</sup> *Franz Ritter* (1803–1875), Studium in Bonn und Berlin, 1828 Promotion zum Dr.phil in Bonn, klassischer Philologe. Die biographischen Aufzeichnungen von Moriz Ritter über seinen Vater liegen in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Bonn, Signatur S 2036 b.

Mein Vater hatte seine bei Beginn der akademischen Wirksamkeit stark gefährdete Gesundheit durch regelmässige Rheinbäder wider ge-kräftigt. Von da ab sah er auch für sein Söhnlein in den Rheinbädern das beste Mittel körperlicher Kräftigung. Also musste ich seit dem Sommer 1847, als siebenjähriges Büschlein, morgens früh nach rasch genossem Frühstück von unserer Wohnung in der Wilhelmstrasse bis zum städtischen Badeplatz einen Weg von gut zwanzig Minuten zurücklegen und einen wegen mangelnder Muskelkraft noch uneriebigen Schwimmunterricht nehmen. Nach Beendigung desselben marschirte ich zurück zur Schule, nicht ohne auf dem Weg für drei Pfennige, die mein Vater mir zusteckte, eine Portion Kirschen zu kaufen und zu geniessen. Leider war es mir nicht beschieden, einen Kameraden bei dieser Strapaze mitzunehmen; auch wenn ich dann in die Schule eintrat, fand ich unter der Masse der Schüler keinen Freund, der Leid und Freuden der Schulzeit mit mir teilte. Damals also kündigte sich schon das Geschick an, das mich weiter durch's Leben begleitete, das Geschick nämlich einer gewissen, wenn auch keineswegs vollständigen Vereinsamung. Als ich Primaner war, sagte der Gymnasialdirektor Schopen<sup>12</sup> einmal in einer Lehrerkonferenz: den Ritter muss man kennen; er geht seine eignen Wege. In grossen und kleinen Aufgaben des Lebens meinen Weg eigenwillig [zu gehen], frei von den Einwirkungen der Umgebung, die mich doch leichter und methodischer, freilich auch mechanischer zum Ziel geführt hätten, trat mehr und mehr als ein herrschender Zug bei mir hervor. Aber, wie schon angedeutet, vereinsamt im eigentlichen Sinne, bin ich doch weder in der Kindheit noch später gewesen. In demselben Hause, wie meine Eltern, wohnte der Professor Nikolovius<sup>13</sup>; dessen Sohn Ludwig, der zwei Jahre mehr, als ich, zählte, war mein unzertrennlicher Genosse in Spiel und täglichem Umgang, bis er, da ich etwa fünfzehn Jahre zählte, durch seine kaufmännische Laufbahn nach Amerika geführt wurde. Er war mässig begabt und äusserst empfindsam, aber eine Natur, die

<sup>12</sup> *Ludwig Schopen* (1799–1867), seit 1820 Lehrer am Bonner Gymnasium, daneben seit 1840 a. o. Prof., seit 1844 o. Prof. für Altphilologie an der Bonner Universität, seit 1847 Gymnasialdirektor.

<sup>13</sup> *Alfred Nikolovius* (1806–1890), ein Grossneffe Goethes, seit 1835 Prof. der Rechte in Bonn, «ein geistreicher Mann, von kaustischem Humor, infolge des ihm widerwärtigen Berufes zu einem leeren Treiben gekommen, das in Stadtneuigkeiten, pikanten Erzählungen, Spazierengehen und Unterhaltungen mit aller Welt aufging» (nach: Reinkens Briefe, S. 179, Anm. 109). Er schrieb: Joh. Georg Schlossers Leben und literarisches Wirken (Bonn 1844) über seinen Schwiegervater, der in zweiter Ehe Johanna Fahlmer, eine Vertraute Goethes, geheiratet hatte.

alles Gemeine von sich abstiess; nie hat er in mein Kinderleben ein unreines Element hineingebracht. In dem Nachbarhaus, dessen Garten mit dem unsrigen verbunden war, wohnte der Rentner Lorenz Walter, Vater von 12 Kindern, von denen die jüngsten ebenfalls in stetem Verkehr mit uns standen. Daneben gab es noch manche weiter reichende losere Beziehungen. Ich selber pflegte die Spiele zu beleben durch Munterkeit und mancherlei Einfälle, allerdings auch durch einen ausgesprochenen Sinn für das, was mir zukam, woraus denn ein unvermeidlicher Wechsel zwischen Friede und Streit sich ergab.

Eine andre tief greifende Einwirkung auf meine Entwicklung ergab sich aus dem Religionsunterricht: nicht aus dem «schulplanmässigen[»] Religionsunterricht der Elementarschule, sondern aus dem kirchlichen Unterricht, zu dem ein Kaplan, namens Hahn uns Kinder in einem getünchten Raum der Stiftskirche stehend – denn Bänke gab es nicht – versammelte. Das Ziel dieser Unterweisung war die Beichte; im Alter von acht Jahren, wenn ich mich recht erinnere, wurde ich zum erstenmal zu derselben geführt. Über den Wert der Beichte sprach mir später einmal mein Kollege Joseph Langen<sup>14</sup> das Urteil aus, dass sie kein unfehlbares, aber doch ein starkes Mittel sei, um den Knaben und Jüngling von den Ausschreitungen, zu denen seine physische Entwicklung reizt, abzuschrecken. Das ist richtig; aber richtig ist auch, dass in einem jugendlichen Geist, der darauf angelegt ist, die Erfordernisse des Lebens schwer zu nehmen, der Gedanke, dass an dem würdigen Empfang dieses Sakramentes Begnadigung oder Verdammniss hängt, eine andauernde Erschütterung hervorrufen kann. Die Folge ist dann eine peinliche Selbstbeobachtung, welche der Energie und dem Selbstvertrauen eines nach aussen gekehrten Wirkens zersetzend entgegentritt. Hier liegt auch der Schlüssel der unter Umständen verhängnissvollen Tätigkeit des Beichtvaters! Je nachdem er eine Herrschaft über Geist und Gemüt auszuüben versteht, hat er es in der Hand, jene Bewegungen zu klären und zu mässigen oder bis zu verheerender Stärke zu steigern. Ich habe als junger Mensch meine Erfahrungen nach beiden Seiten hin gemacht.

Während mir so unter Spiel und Streit, unter heitern und trüben Stimmungen die Jahre vorangingen, berührten mich im Jahr 1848, als

<sup>14</sup> Joseph Langen (1837–1901), Philologie-, dann Theologiestudium in Bonn, 1859 Priester, 1861 Habilitation für Bibelwissenschaft, 1864 a.o. Prof., 1867 o. Prof. der neutestamentlichen Exegese in Bonn, wo er als Alt-Katholik auch nach seiner Exkommunikation blieb. Er trat aus der Jurisdiktion von Bischof Reinkens 1878 als Priester wegen der Aufhebung des Zölibatgesetzes aus und beschränkte sich auf Vorlesungen und Religionsunterricht.

ich, von unten gerechnet, in der dritten Elementarklasse mich befand, zum erstenmal die Stürme des öffentlichen Lebens. Wir Kinder empfanden Strassentumulte, Aufmärsche der Bürgerwehr und die von ferne kommenden Nachrichten über gewaltsamen Umsturz vor allem unter dem Gesichtspunkt einer angenehmen Aufregung. Unter den verworrenen Vorstellungen, die wir mit dem Grund dieser Vorgänge verbanden, war es vornehmlich eine, die sich damals der Mehrzahl bemächtigte und auch in den folgenden Jahren meiner Schul- und Gymnasialzeit nicht mehr wich, die Vorstellung nämlich, dass die preussische Herrschaft, wie sie uns fassbar in den höhern Beamten, vor allem aber in dem Militär und seinen Unter- und Oberoffizieren entgegentrat, ein Gefühl der Abneigung verdiene<sup>15</sup>. Mein Vater, obgleich er an der Politik nie einen tätigen Anteil nahm, teilte diese Gefühle keineswegs; trotzdem ergriffen sie auch mich, wie mit einer unsichtbaren Macht. Wenn ich dann freilich im Fortgang der Jahre über die Gründe derselben nachzudenken begann, so wollte mir die Rechenschaft darüber nicht gelingen; als vorherrschend blieb schliesslich nur das Gefühl der Abneigung des Katholiken gegen die protestantischen Preussen. Der sonst vielfach gemachte Versuch, solche Stimmungen durch einen auf die Erweckung des preussischen Patriotismus zielenenden Unterricht in deutscher und preussischer Geschichte zu überwinden, wurde am Bonner Gymnasium nicht gemacht und konnte bei der Geistlosigkeit des Geschichtslehrers (Freudenberg) nicht gemacht werden. Als anderseits der Sohn eines pensionirten Mayors (Lehmann) sich für die Gründung einer Art von Kränzchen verwandte, in dem das Andenken Friedrichs d. Gr.<sup>16</sup> gepflegt werden sollte, stiess er auf fast einhellige scharfe Ablehnung.

Mit diesen Bemerkungen sehe ich mich von der Elementarschule bereits auf die höhere Stufe des Gymnasialschülers geführt. Unter seinen ordentlichen Lehrern zählte das Bonner Gymnasium nur einen, der nach seiner wissenschaftlichen Ausbildung, seinem Lehrtalente und

<sup>15</sup> Bonn, die ehemalige Residenzstadt der Kurerzbischöfe von Köln, kam nach der Säkularisation 1801 an Frankreich und 1814 an Preussen. Das 1777 erbaute kurfürstliche Schloss wurde das Hauptgebäude der Universität.

<sup>16</sup> *Friedrich Wilhelm* (1620–1688), der grosse Kurfürst, seit 1640 Kurfürst von Brandenburg, 1641 mit Preussen belehnt, dessen polnische Oberherrschaft er am Ende des Dreissigjährigen Krieges abschütteln konnte. Er baute seit 1643/44 ein schlagkräftiges stehendes Heer auf, die Grundlage der preussischen Armee, verbesserte die Verwaltung, förderte Kanalbauten, Manufakturen und die Ansiedlung von Hugenotten. Damit wurde er zum Begründer der preussischen Grossmacht.

der aus einer Mischung von gewinnendem Wolwollen und sicher zugreifender Strenge hervorgehenden Autorität allen Anforderungen seines Amtes in reichem Masse entsprach: das war der Direktor der Anstalt, Ludwig Schopen. Leider hatte er, der mit der Zurückgezogenheit auch die Bequemlichkeit des Junggesellenlebens verband, seinen Unterricht auf vier Wochenstunden in Ober- und zwei Stunden in Unterprima reduziert. Von den übrigen Lehrern konnte man, von einigen jüngern abgesehen, kaum sagen, dass sie den von den Lehrplänen gestellten Anforderungen entsprachen. Soweit es nun auf die Ausbildung im Lateinischen und Griechischen ankam, sorgte mein Vater durch zeitlich sparsam abgemessene, aber regelmässig vorgenommene Übungen und Lektüre für die Ausfüllung der vom Unterricht gelassenen Lücken; dasjenige Fach aber, in dem ich am kläglichsten zurückblieb, war die Mathematik. Unser Lehrer (Zirkel) soll persönlich gute Kenntnisse gehabt haben, aber sie seinen Schülern gleichmässig beizubringen, verstand er nicht. Wir hatten unter uns Schülern ein paar mathematisch angelegte Köpfe, die aus eignem Antrieb das Schulpensum leicht bewältigten, aber die grosse Masse blieb, besonders in den höhern Klassen, immer weiter zurück und wurde dann durch unwürdige Unterschleife, zu denen der Lehrer selber die Hand bot, durch die Prüfungen durchgeschleppt. Später habe ich die dadurch entstandene Lücke in meiner Ausbildung schwer empfunden.

Auch jetzt war ich jedoch, ähnlich wie in meinen Kinderjahren, einer neben dem Gymnasium einhergehenden Einwirkung auf meine geistige Entwicklung ausgesetzt: sie kam wider von der kirchlich religiösen Seite. Meine ältere Schwester Wilhelmine<sup>17</sup>, die mir im Alter um fünf Jahre voranging, war ein sehr früh in sich fertiger Charakter. Der Mittelpunkt, um den sich alle ihre grossen und kleinen Lebensäusserungen bewegten, waren religiöse, in streng kirchlicher Form gefasste Anschauungen, Gefühle und Ideale. Fröhliche Spiele und muntere Unterhaltungen ohne einen auf's Ewige weisenden Gehalt vermochten sie nicht zu fesseln, ein Theater hat sie meines Wissens nie besucht und vollends materielle Genüsse sei es gröberer sei es feinerer Art fanden in ihrem rastlosen geistigen Leben keinen irgendwie bedeutenden Raum. In dieser Richtung gewann sie, als sie etwa sechzehn Jahre zählte, einen geistlichen Leiter hervorragender Art in Wilhelm Reinkens<sup>18</sup>, dem Pfarrer

<sup>17</sup> *Wilhelmine Ritter* (1834–1870), gründete 1858 eine Erziehungsanstalt und höhere Töchterschule in Bonn, die seit 1860 im Metternicher Hof untergebracht war.

<sup>18</sup> *Wilhelm Reinkens* (1811–1889), Gymnasialausbildung in Aachen, ab 1829 Theologiestudium in Bonn, 1833 Priesterseminar in Köln, 1834 Priester, Vikar an

an der Minoritenkirche. Wie die meisten rheinischen Geistlichen der zwanziger und dreissiger Jahre hatte auch Reinkens in seiner theologischen Ausbildung unter dem starken Einfluss der Hermes'schen Schule<sup>19</sup> gestanden, und dieser Einwirkung mochte es vor allem zu danken sein, wenn er gegen eine Richtung des religiösen Lebens, die vornehmlich auf Phantasie und Gefühl zu wirken und schwärmerische Hingabe gegen alles, was als kirchlich galt, zu wecken suchte, in Gegensatz trat: in seinem Sinn sollten die kirchlichen Lehren und Gebräuche zunächst zu einer tiefen Einsicht in das Verhältniss des Menschen zu seinem Schöpfer führen und darauf erst das kirchliche Leben sich aufbauen. Begabt mit einer ungewöhnlichen Kunst, die Begriffe der katholischen Dogmatik dem kindlichen Verstand zugänglich und anziehend zu machen, richtete er einen katechetischen Unterricht ein, der allmählich auch reifere Zuhörer, darunter eine Anzahl Theologen, anzog. Vermittelnd freilich in der theologischen Kontroverse war er keineswegs; vor allem dem Protestantismus, seinen Lehren und dem Geiste seiner Lehren, trat er mit feindseliger Polemik entgegen<sup>20</sup>. – Die gleiche Art, welche den Geist der Milde vermissen liess, betätigte er auch als Seelenführer, besonders im Beichtstuhl. Herrisch im Sinn des Hierarchen, der seine Macht fühlen will, war er nicht, er litt eher selber an einem bis zur Ängstlichkeit zarten Gewissen; aber eben diese eigne Unsicherheit liess ihn bei der Wahl zwi-

der Bonner Münsterkirche, 1840 Religionslehrer am Bonner Gymnasium, 1847 bis zu seinem Tod als Nachfolger von Bernhard Hilgers Pfarrer an St. Remigius in Bonn. Er war «das Herz des Bonner Güntherkreises» (*Wenzel, Güntherianismus*, S. 78), doch berief man sich in seiner Umgebung auch auf das jansenistische Kloster Port Royal und repräsentierte damit den nicht «jesuitisch geprägten Katholizismus» in Deutschland (s. dazu: *Rudolf Reinhardt, Katholizismus und Katholizismen*, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte*, 103. Band, 1992, S. 361–365, besonders S. 362).

<sup>19</sup> Georg Hermes (1775–1831), 1807 Prof. für Dogmatik in Münster, 1819 in Bonn, versuchte eine rationalistische Begründung der Theologie: ohne positive Offenbarung könne auch der Gelehrte das Ideal der Menschenwürde nicht verwirklichen. Seine Vorlesungen wurden schon 1820 vom damaligen Münsteraner Kapitelsvikar Clemens August v. Droste-Vischering verboten, 1835, nach seinem Tod, wurde seine Theologie durch das Breve «Dum acerbissimas» von Papst Gregor XVI. verurteilt, das Clemens August v. Droste-Vischering, nun Erzbischof von Köln, durchsetzte. Die hermesianischen Priester werden allgemein als eifrige Seelsorger gerühmt. Besonders seine ehemaligen Bonner Kollegen Heinrich Achterfeld und Joh. W. J. Braun vertraten weiter seine Lehre.

<sup>20</sup> So ruft W. Reinkens zum Kampf auf gegen «das eigentümliche Gemisch von Heidentum und Christentum, das man Protestantismus nennt» (Brief an seinen Vetter Joh. Nickes, 13. Juli 1854, s. *Wenzel, Güntherianismus*, S. 80).

schen strengem und mildem Ratschlag lieber den ersteren wählen, und das schwankende Gewissen seiner Beichtkinder konnte er durch peinliches Zergliedern der vorgelegten Fälle oft mehr verwirren als klären. Persönlich war er ein Mann von einer fast aszetischen Strenge der Lebensführung, halb Mystiker und halb Poet, dem das, was er in der Katechese lehrte, in erhöhten Gemütszuständen durchzuleben und in dichterischen, meist freilich wenig formvollendeten Phantasien auszumalen Bedürfniss war. Gern teilte er, was ihn innerlich bewegte, in vertrautem Kreise mit, in dem sich dann der Verkehr recht lebhaft und geistvoll zu gestalten pflegte, nur freilich dass, wie in seiner Glaubenslehre die wahre Milde, so auch in seinen menschlichen Beziehungen bei scharfer Her vorkehrung seiner Autorität eine eigentliche Herzensgüte doch einigermassen vermisst wurde.

Diesem Mann trat meine Schwester nahe, indem sie sich einem Kreis von jungen Mädchen anschloss, die er sonntäglich zur Förderung ihres inneren Lebens um sich versammelte, und in ihm erkannte sie bald alles, was sie suchte. Wunderbar war es, wie ihre Gedankenwelt und alles, was sie im Leben hoch schätzte, in dem Denken und Streben des geistlichen Führers die feste Form gewann; aber auch diesem wurde der Verkehr mit ihr immer wertvoller, da das, was ihn innerlich erfüllte, aus ihrer reinen Seele geklärt und gemildert zu ihm zurückstrahlte. Zwischen beiden entstand ein Verhältniss lauterster geistiger Gemeinschaft, das aber bald auch von dem Drang, sich nach aussen zu betätigen, erfüllt wurde. In meiner Schwester war das Bedürfniss, die Überzeugungen, die sie erfüllten, ihren Mitmenschen mitzuteilen, so unzertrennlich von ihrer Natur, dass es als Zudringlichkeit erscheinen konnte, wenn es nicht so durchaus aufrichtig gemeint gewesen und so eindringlich milde vorgebracht worden wäre. So gab es denn bald für sie keine dringendere Aufgabe, als für die Christenlehre und den Beichtstuhl von Reinkens zu werben, und einer derjenigen, auf die sich ihre Werbearbeit richtete, war ich, da ich als Tertianer, dreizehn Jahre zählend, zur ersten Communion vorbereitet wurde (1853). Zunächst erteilte sie mir selber eine ergänzende religiöse Unterweisung, bei der sie ein ungewöhnliches Lehrtalent entfaltete, bald aber, kurz vor der Communion, führte sie mich in die Christenlehre selber, der ich dann Jahre lang beiwohnen musste, zuletzt auch in Reinkens' Beichtstuhl, dem ich übrigens besser fern geblieben wäre. Ich trat damit in ein neues von religiösem Schwung getragenes Leben. Vollends befestigt wurde dasselbe durch meine Aufnahme in ein Kränzchen, von gleichaltrigen Knaben, das nach dem Vorbild jener Vereinigung frommer Jungfrauen, wieder unter Reinkens' Oberleitung, da-

mals gegründet wurde, dessen unmittelbare Leitung aber Dr. Joh. Watterich<sup>21</sup> übernahm. Dieser Watterich war ein junger Geistlicher, der kurz vorher zu Münster im Fach der Geschichte promovirt hatte und nun, von Reinkens als Hausgenosse aufgenommen, seine Studien fortsetzte. Wie kaum ein anderer, hatte er sich dem Einfluss von Reinkens hingegeben. Nicht leicht versäumte er eine seiner Christenlehren und erklärte einmal in vollem Ernst, dass sie ihn tiefer in die Lehren des Christentums eingeführt hätten, als alle theologischen Vorlesungen. Als Historiker hatte er sich, wie übrigens auch Reinkens, mit der romantischen Auffassung durchdrungen, dass in dem mittelalterlichen Kaiserreich mit seiner Glaubenseinheit und der gegenseitigen Durchdringung von Staat und Kirche der Weg gebahnt war, der unser Volk, ja die christlichen Völker überhaupt zu ihrem Heil führen sollte, dass also der Protestantismus einen Abfall bedeutete, den rückgängig zu machen, vor allem auch eine Aufgabe der katholischen Wissenschaft sei<sup>22</sup>. In diesem Sinn verfolgte er in den Vorträgen, zu denen er uns jeden Sonntag versammelte, den Zweck, uns durch Einführung in die deutschmittelalterliche Poesie zugleich in das geistige Leben unserer Vorzeit einzuführen. Teils las und erklärte er uns grössere Abschnitte aus Dichterwerken, teils suchte er uns den Gehalt einer Gruppe derselben, z. B. der Tiersage, in anregenden, humorvollen, stets unserm Verständniss angemessenen Auseinandersetzungen vorzuführen. Natürlich war das Bild, das er uns dabei schauen liess, ein idealisirtes; aber die nächste Folge war, dass mein Interesse für die poetische Literatur geweckt wurde, und dieses trieb mich bald weiter. Geraden Weges voranschreitend, wäre ich nun zur neueren deutschen Literatur gekommen. Aber hier war es die Weltanschauung und

<sup>21</sup> Johannes Watterich (1826–1904) aus Trier, 1849 Priester, dann Geschichtsstudium in Bonn, 1856 Dr. phil. in Münster, Prof. der Geschichte und Literatur in Braunsberg, 1857 zu historischen Studien am päpstlichen Archiv in Rom (s. dazu *Wenzel, Güntherianismus*, S. 74f.), 1859 wieder in Braunsberg, 1863 Pfarrer in Andernach, 1869 Pfarrer in Klotten, 1870 Bibliothekar in Münster, dann bis 1871 Militärgeistlicher in Diedenhofen und Strassburg, 1875 christkath. Pfarrer in Basel, 1879 alt kath. Pfarrer in Baden-Baden bis 1887, ging dann nach einigem Schwanken in das röm.-kath. Benediktinerkloster Beuron. Der Vorwurf von *Wenzel, Güntherianismus*, Knoodt habe in seiner Güntherbiographie «Watterich als Apostaten behandelt» (S. 72, Anm. 161) und ihn «totgeschwiegen» (S. 77), erledigt sich beim Vergleich der Daten von Watterichs Unterwerfung unter die Papstdogmen 1887 mit dem Erscheinungsjahr von Knoodts Güntherbiographie 1881 von selbst.

<sup>22</sup> Einen entsprechenden Brief schrieb W. Reinkens am 13. Juli 1854 an Joh. Nikkes über die Aufgabe einer im Geist Günthers erneuerten benediktinischen Wissenschaft, s. *Wenzel, Güntherianismus*, S. 79–81.

der sittliche Geist, die aus den Werken unserer grossen Dichter, vor allem Göthe's, sprachen, welche den Widerspruch meiner geistlichen Führer erweckten, und so waren die nächsten dichterischen Schöpfungen, die mich fesselten, nicht die protestantischen deutschen, sondern die katholischen Dichterwerke der Italiener. Ich las Tasso's befreites Jerusalem<sup>23</sup>, arbeitete mich dann als Primaner durch Dante's Göttliche Komödie nach der Übersetzung und dem Kommentar des Philalethes<sup>24</sup> und lernte gleichzeitig italienisch. Indess, die Absperrung von unsren deutschen Klassikern ertrug ich doch nicht lange. Mitten unter jener fremdländischen Lektüre kam mir Vilmars<sup>25</sup> deutsche Literaturgeschichte zur Hand. Ich las das Buch mit wahrer Begeisterung und gewöhnte mich fortan, der Lektüre zerstreuter Dichterwerke die Darstellung der literargeschichtlichen Entwicklung zugrunde zu legen. Die nächste Folge war da, dass ich an der Hand Vilmars zu unsren deutschen Klassikern voranschritt. Mein Leseeifer gewann damit neue Stärke, und es fehlte darüber nicht an gelegentlichen Bedenken meiner geistlichen Führer und an leisem Spott meiner Schulgenossen. Aber ich ging auch hier wider meinen eignen Weg.

Neben diesen schliesslich in belletristischen Beschäftigungen ausmündenden Einwirkungen war noch eine andre, ebenfalls von kirchlichem Boden ausgehende und in meine spätere Gymnasialzeit fallende Anregung von tiefer gehender Bedeutung. Als Hauslehrer für einen jungen in unserem Hause aufgenommenen Pensionär hatte mein Vater den Studiosus Hubert Brieden gewonnen. Ursprünglich Theologe, dann Philologe, hatte sich derselbe zusammen mit einem kleinen Kreis freier ge-

<sup>23</sup> *Torquato Tasso* (1544–1595), gehört zu den fruchtbarsten italienischen Schriftstellern. Sein bekanntestes Werk ist «La Gerusalemme liberata» (Parma 1581, Ferrara 1581), das im 19.Jh. in mehreren deutschen Übersetzungen erschien.

<sup>24</sup> Philalethes ist ein Pseudonym für König Johann v. Sachsen (1801–1873), der Dantes «Divina Comedia» mit historischen und kritischen Erläuterungen (Leipzig 1839–1849, 3 Bde.) herausgab. S. a. I. v. Döllinger, Gedächtnisrede auf König Johann v. Sachsen (München 1874; auch in: Augsburger Allg. Ztg., 1. Apr. 1874, S. 1381–1383; wieder in: Döllinger, Akademische Vorträge, Bd. II, S. 228–240).

<sup>25</sup> August Friedrich Christian Vilmar (1800–1868), Theologiestudium in Marburg, ab 1811 Kirchen- und Schuldienst, 1831 in der kurhessischen Ständeversammlung, 1833 Gymnasialdirektor in Marburg, 1850 vortragender Rat im Innenministerium, 1855 Theologieprofessor in Marburg, Vertreter des Luthertums. Herausgeber von: «Der hessische Volksfreund» (1848–1851) und «Pastoraltheologische Blätter» (1861–1866). Schrieb u. a. eine «Geschichte der deutschen Nationalliteratur» (Marburg 1845, 21. Aufl. 1883, später von anderen bearbeitet und fortgesetzt, gilt als konservativ-protestantisch).

sinnter Theologen mit Begeisterung für die Günthersche<sup>26</sup> Philosophie erfüllt, wie sie in Bonn von dem Professor Knoodt<sup>27</sup> mit einem Feuer, das allerdings ganz geeignet war, junge Leute zu gewinnen, vorgetragen wurde. Da indess gegen dieses theologisch-philosophische System schon seit 1851 ein Verfahren der römischen Indexkongregation schwebte, und bei dem herrschenden Einfluss, den der Jesuitenorden auf die theologischen Entscheidungen dieser Behörde und der römischen Kurie überhaupt ausübten, ein Verdammungsurteil der massgebenden Lehren Günthers zu gewärtigen war, so trat Brieden gleich den übrigen Güntherianern zugleich in eine ausgesprochene Opposition gegen das in wissenschaftlichen Fragen von der päpstlichen Kurie befolgte System<sup>28</sup>. Zu

<sup>26</sup> Anton Günther (1783–1863), juristisches Studium in Prag, dann Erzieher in Wien, Theologiestudium in Raab, mit 37 Jahren Priester. In seinen vielfältigen Schriften wollte er die katholische Dogmatik als «Vernunftwissenschaft» konstruieren und damit den Gegensatz zwischen Religion und Philosophie überwinden. Seine wichtigsten Schüler waren Knoodt (Bonn), Merten (Trier), Zuckrigl (Tübingen), Loewe und Ehrlich (Prag). Bischof Arnoldi von Trier verbot um 1850 nach Günthers Schriften Vorlesungen in seinem Seminar zu halten und bald kam auch in Rom ein Prozess in Gang, in dem besonders Joh. Bapt. Baltzer (Breslau) Günther vertrat, vgl. H. H. Schwedt, Die Verurteilung der Werke Anton Günthers (1857) und seiner Schüler, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 101 (1990), S. 301–343; s. a Joh. Friedr. v. Schulte, Aus meinen Tagebüchern, in: Deutsche Revue, XXII, März 1897, S. 321–334, bes. S. 329 und 332–333. Der Prozess endete am 8. Jan. 1857 mit der Verurteilung seiner sämtlichen Schriften. Günther unterwarf sich diesem Urteil und zog sich zurück. Weitere wichtige Schüler und Freunde Günthers sind Karl v. Hock, Carl Werner, Kardinal Schwarzenberg (Prag), die beiden deutschen alt-kath. Bischöfe J. H. Reinkens und Th. Weber und Emmanuel Veith, der sich der Jurisdiktion von Reinkens unterstellte.

<sup>27</sup> Franz Peter Knoodt (1811–1889), Sohn des Bürgermeisters von Boppard, 1829–1831 Theologiestudium in Bonn bei Hermes, dann bis 1833 in Tübingen und bis zur Priesterweihe 1835 im Seminar in Trier; anschliessend Kaplan und Religionslehrer in Trier, ging 1841 für drei Jahre zu Günther nach Wien, im Herbst 1844 naturwissenschaftliche Studien in Breslau und 1845 Promotion zum Dr. phil. (Dissertation: «De Cartesii sententia: cogito ergo sum»), und daraufhin a. o. Prof. in Bonn. Nach einem Ruf nach Tübingen Habilitation in Bonn («De legitimis rei publici potestatibus») und 1847 o. Prof. 1857 wie Günther indiziert, unterwarf er sich, doch blieb der Kölner Kardinal Geissel sein erbitterter Feind, ihm galt der Güntherianismus als eine «ebenso hochmütige als verrückte Lehre» (Geissel an Nuntius Viale Prelà, 23. Dez. 1857, zitiert nach Wenzel, Güntherianismus, S. 56). Knoodt war 1848 im Paulskirchenparlament, 1859/60 Rektor der Universität und ab 1878 Generalvikar von Bischof Reinkens.

<sup>28</sup> Nachdem der Kölner Seminarpräses Elbert W. Westhoff (1801–1871) 1852 Anton Günther über den Münchner Nuntius Carlo Sacconi bei der Indexkongregation denunziert hatte und 1857 die Indizierung der Werke Günthers erfolgt war, forderte Erzbischof Geissel ein päpstliches Breve, in dem einzelne Lehren

mir nun trat Brieden in ein Verhältniss des älteren Freundes, halb überlegen und belehrend, halb anerkennend und freundlich eingehend; und so kam es, dass ich durch ihn den ersten Einblick in die Sätze des Güntherschen Systems und zugleich in die Entzweiung zwischen einem grossen Teil der katholischen deutschen Gelehrtenwelt und der päpstlichen Regierung erhielt. Nach beiden Seiten schloss ich mich seinen Ausführungen bereitwillig an, hauptsächlich wol, weil mir die Günthersche Philosophie im Licht einer rein wissenschaftlichen Hervorbringung erschien, hinsichtlich der wissenschaftlichen Forschung aber zwar noch keine ausgebildete Theorie, aber ein sicheres Gefühl mir sagte, dass sie keinem andern Gesetz, als den unabänderlichen Denkgesetzen zu gehorchen habe: ihre Ergebnisse, meinte ich, sei sie verpflichtet, offen auszusprechen, solange es in dem Bewusstsein der Unvollkommenheit menschlichen Wissens und seiner Fortbildung im steten Kampf mit alten und immer neuen Irrtümern geschehe. Dass bei der Wahl meines Standpunktes die Neigung der Jugend zur Opposition auch ihren Anteil hatte, möchte ich freilich nicht bestreiten.

Unter solchen Beschäftigungen nahte das Ende der Gymnasialzeit und damit die Notwendigkeit der Berufswahl heran. Meine geistlichen Führer wussten mich vor allem mit dem Gedanken zu durchdringen, dass jede Berechnung zeitlicher Vorteile bei dieser Wahl ausscheiden müsse, und im letzten Ende wiesen ihre Vorstellungen, wenn sie auch jedes Drängen vermieden, auf die Theologie. Aber mich schreckten die schweren Pflichten des priesterlichen Standes unbedingt zurück; ich dachte meinerseits an das Studium der Rechtswissenschaft. Wie dieses mir aber als «Brotstudium» heruntergesetzt wurde, so entschied ich mich in vermittelnder Wahl für «Geschichte und Literatur». Bei dem Zusatz «Literatur» kam mir indess der Gedanke, dass deren Studium auf ernsthaften philologischen Kenntnissen gegründet werden müsse, nicht

Günthers verurteilt wurden. Dieses Breve an Geissel («Eximiam Tuam») stellte der Papst am 15. Jul. 1857 in Bologna aus. Der «liberale» Präsident der Indexkongregation Kardinal D'Andrea wollte dieses Breve als päpstlichen Privatbrief ohne allgemeine Verbindlichkeit behandeln, während Geissel es zur bindenden Lehrentscheidung hochstilisierte, um gegen die Güntherianer vorgehen zu können. Hier wurde eine entscheidende Auseinandersetzung um die Verbindlichkeit päpstlicher Lehrentscheidungen im Vorfeld des Vatikanums I ausgetragen. Seit 1858 exzerpierte Westhoff, «durch Jahrzehnte ein Vertrauensmann des Münchener Nuntius, später Kardinal Reisachs» (Otto Weiss, Der Ultramontanismus, in ZBLG 1978, S.821–877, hier S.860), die Werke Knoodts, um sie auf den Index zu bringen (s. Hermann H. Schwedt, Die Verurteilung der Werke Anton Günthers, S.323–343, und Reusch, Index, Bd. II, S.1113–1114 und 1121–1125).

recht in den Sinn; wol lernte ich jetzt neben französisch und italienisch auch englisch und spanisch, aber nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Und wenn ich die altphilologischen Studien nachhaltiger fortführte, so bemühte ich mich doch nicht, den gesamten Forderungen, wie sie etwa in dem Oberlehrer-Examen für griechisch und lateinisch gestellt werden, gerecht zu werden. Methodisch angelegt war also nach der Seite der «Literatur» mein Studiengang nicht. War er es in höherem Grade hinsichtlich meines Hauptfaches, der Geschichte?

Unter den damaligen Bonner Historikern war es nur einer, von dem ich einen tief gehenden Eindruck empfing: es war der alte Dahlmann<sup>29</sup>. Seine Vorlesung über deutsche Geschichte von Karl V.<sup>30</sup> ab war nach Auswahl und Zusammendrängung des Stoffes, nach durchsichtiger Anordnung und klarer Darstellung ein Meisterwerk; leider war es seine einzige historische Privatvorlesung, zu der nur noch zwei Publika aus englischer und russischer Geschichte hinzukamen. Leider war er auch persönlich ganz unzugänglich. Der eigentliche Vertreter der Geschichte, Löbell<sup>31</sup>, führte uns in zwei Vorlesungen über römische und die ausserrömi-

<sup>29</sup> *Friedrich Christoph Dahlmann* (1785–1860), Philologiestudium in Kopenhagen und Halle, 1810 Dr. phil. in Wittenberg mit einer Arbeit über Ottokar von Böhmen, 1811 Habilitation in Kopenhagen, 1813 a.o. Prof. für Geschichte in Kiel, aus politischen Gründen nicht befördert, deshalb 1829 o. Prof. für deutsche Geschichte und Staatswissenschaften in Göttingen, wo er 1837 als Verfasser eines Protestes gegen den Verfassungsbruch von König Ernst August abgesetzt und ausgewiesen wurde. Am 1. Nov. 1842 wurde er dann als Professor nach Bonn berufen. Politisch bedeutsam waren hier seine Vorlesungen über die englische und die französische Revolution (gedruckt Leipzig 1844 bzw. 1845 u. ö.). 1848 war Dahlmann in mehreren Ämtern politisch tätig, wandte sich ab 1850 in der preussischen Ersten Kammer gegen die Reaktion. Seine «Quellenkunde der deutschen Geschichte» (erste Auflage Göttingen 1830, seit der dritten Auflage 1869 bearbeitet von Waitz) wird bis heute immer wieder neu herausgegeben.

<sup>30</sup> *Karl V.* (1500–1558), 1519 zum Kaiser gewählt, liess 1521 auf dem Reichstag in Worms Luther verurteilen, fand aber für seine kirchlichen Reformbestrebungen, vor allem für seinen Wunsch nach Berufung eines Konzils bei den Päpsten wenig Unterstützung und musste aus politischen Gründen den Protestantten immer wieder Konzessionen machen und schliesslich 1555 in den Augsburger Religionsfrieden willigen. Karl V. dankte im Sept. 1556 ab und zog sich in ein Kloster zurück. S. aus der Schule um Döllinger besonders: *A. v. Druffel*, Kaiser Karl V. und die römische Kurie 1544–1546 (München 1877–1890, 4 Tle.), und *C. Höfler*, Karls I. (V.) Wahl zum römischen König (Wien 1874).

<sup>31</sup> *Johann Wilhelm Löbell* (1786–1863), Philologiestudium in Heidelberg und Berlin, während der Befreiungskriege im Büro für die Organisation der Landwehr tätig, 1814 Geschichtslehrer an der Kriegsschule in Breslau, 1823 an der Kadettenanstalt in Berlin, 1829 a.o., 1831 o. Prof. für Geschichte in Bonn. Er schrieb

sche alte Geschichte in recht anschaulicher Weise in die Methode und Hauptprobleme antiker Geschichtsforschung ein; seine Vorlesung über achtzehntes Jahrhundert dagegen kam mir ziemlich oberflächlich vor, und seine sogenannten historischen Übungen liessen jede tiefer greifende Einwirkung des Lehrers auf die Schüler vermissen. Was einer gleichmässigen und friedfertigen Wirksamkeit bei ihm vollends im Wege stand, das waren die konfessionellen Gegensätze. Er galt, und wol mit Recht, bei dem katholischen Teil der Universität als schärfster Gegner der Katholiken, und da er es nicht liebte, seinem Gegner mit offnem Visir gegenüber zu treten, wie er denn sein Werk über die fortgehenden Verluste des Protestantismus oder, auf anderm Gebiet, das Schriftchen gegen Gervinus' Nekrolog<sup>32</sup> auf Schlosser<sup>33</sup> anonym ausgehen liess<sup>34</sup>, so zog er den Vorwurf der Hinterhältigkeit sich zu. Ich trat ihm mit einem an Widerwillen grenzenden Misstrauen gegenüber, habe auch von ihm

neben geschichtlichen Werken anonym «Historische Briefe» (Frankfurt 1861) gegen die Fortschritte des ultramontanen Katholizismus. *Skalweit*, Moriz Ritter schreibt: «Dieser noch stark von der Romantik geprägte Berliner enttäuschte Ritter durch eine gewisse ästhetisierende Oberflächlichkeit.» Die konfessionelle Einseitigkeit, auf die *Paul Schmidt*, Joh. Wilh. Loebell, in: Bonner Gelehrte ... Geschichtswissenschaften, S. 90–91 u. ö. eingeht, übergeht er.

<sup>32</sup> *Georg Gottfried Gervinus* (1805–1871) ging nach Buchhändler- bzw. Tuchhändlerlehren in Bonn und Darmstadt 1824 auf die Universität Giessen und 1825 an die Universität Heidelberg, wo er unter Friedrich Schlosser Geschichte studierte. Habilitation 1830 in Heidelberg, 1835 a.o. Prof., 1836 auf Dahlmanns Empfehlung o. Prof. in Göttingen, wo er Ende 1837 mit Dahlmann abgesetzt und ausgewiesen wurde, 1844 Honorarprofessor in Heidelberg, schrieb hier u. a. eine Flugschrift «Die Mission der Deutschkatholiken» (Heidelberg 1846) und wurde 1847 Redakteur der mit den Liberalen Häusser und Mathy gegründeten «Deutschen Zeitung», 1848 kurze Zeit im Paulskirchenparlament, 1853 Entzug der venia legendi in Heidelberg, trat für die deutsche Einheit ein, war aber gegen Bismarck und dessen Politik. Er setzte in seinem «Nekrolog auf Friedrich Christoph Schlosser», Leipzig 1861, seinem alten Lehrer ein Denkmal persönlicher Freundschaft.

<sup>33</sup> *Friedrich Christoph Schlosser* (1776–1861), studierte in Göttingen Theologie, Philologie und Staatswissenschaften, 1797 Predigtamtskandidat, dann Hauslehrer, 1808 Konrektor am Gymnasium in Jever, 1809 Dr. phil in Giessen, 1810–1817 Lehrer am Gymnasium in Frankfurt/M., daneben 1812–1813 Prof. für Geschichte und Geschichte der Philosophie am Lyzeum und 1815 Stadtbibliothekar, 1817 o. Prof. der Geschichte in Heidelberg, daneben bis 1825 Direktor der Universitätsbibliothek. Mit seinen Werken wirkte er durch ungeschminkte Ehrlichkeit und scharfe, sittenstrenge Beurteilung von Zeiten und Personen auf den gebildeten liberalen Mittelstand seiner Zeit.

<sup>34</sup> Briefe über den Nekrolog Schlossers usw., Chemnitz 1862, s. a. *Paul Schmidt*, Loebell, S. 89–90.

niemals ein Wort aufmunternden Wolwollens gehört. Neben Löbell sollte nun noch ein katholischer Ordinarius für Geschichte im Amte sein. Aber nach dem jüngst erfolgten Abgang von Cornelius<sup>35</sup> war die Stelle unbesetzt, und Kampschulte<sup>36</sup>, der als Nachfolger in Aussicht genommen war, hatte sich erst kürzlich (Anf. 1857) habilitiert, musste sich also selber in die Aufgaben des akademischen Lehrers erst hineinarbeiten. Wol trat er zu unserm Hause alsbald in ein freundschaftliches Verhältniss und kam auch mir freundlich entgegen, aber selber reizbar und den Schliff feinerer Erziehung entbehrend, vermochte er zu meiner verschlossenen und eigenwilligen Natur den Schlüssel nicht zu finden. Der Verkehr der sich zwischen uns bildete, wurde nicht so fruchtbar, wie er bei grösserer Hingabe von meiner und festerem, mit Milde gepartem Zugreifen von seiner Seite hätte werden können.

So konnte mir die Bonner Universität eine sichere Anleitung, wie sie andre junge Historiker in Göttingen bei Waitz<sup>37</sup> oder manche katholische Westfalen in Innsbruck bei ihrem Landsmann Julius Ficker<sup>38</sup> fan-

<sup>35</sup> *Carl Adolf Cornelius* (1819–1903) studierte in Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, 1843 Gymnasiallehrer in Emmerich, 1846 am Lyzeum in Braunsberg, 1848–1849 im Paulskirchenparlament, 1852 Habilitation in Breslau, 1854 o. Prof. in Bonn, 1856 in München, Mitglied der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, er schrieb vor allem über die Reformationszeit. Nach 1870 auch Vorsitzender des Münchener Komitees für die kath. Reformbewegung in Süddeutschland (d. h. der bayerischen Alt-Katholiken). Noch 1886 warnte Maurenbrecher vor Cornelius als einem «Ultramontanen» (Goetz, Historiker, S. 3, s. a. ebd. S. 22–23, S. 157 und S. 187–197). Sein Oheim war Theodor Brüggemann (1796–1866), Referent für kath. Angelegenheiten im preussischen Unterrichtsministerium.

<sup>36</sup> *Wilhelm Kampschulte* (1831–1872), nach kurzem Theologiestudium in Münster 1854 Geschichtsstudium in Berlin und 1855 in Bonn, wo er 1860 zum o. Prof. ernannt wurde. Er schrieb vor allem über die Reformationszeit. Sein Nachfolger auf dem Bonner Lehrstuhl wurde Moriz Ritter.

<sup>37</sup> *Georg Waitz* (1813–1886) studierte die Rechte und Geschichte in Kiel und Berlin, dann Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae historica* in Hannover, 1842 Prof. in Kiel, 1848 im Paulskirchenparlament, 1849 Prof. in Göttingen, übernahm 1875 die Leitung der *Monumenta* in Berlin. Neben Werken über das deutsche Mittelalter schrieb er aus aktuellem Anlass über die Geschichte Schleswig-Holsteins und bearbeitete u. a. die 3.–5. Auflage von Dahlmanns *Quellenkunde* zur deutschen Geschichte.

<sup>38</sup> *Julius Ficker* (1826–1902) aus Paderborn, seit 1844 Rechts-, dann Geschichtsstudium in Bonn, das er in Münster und Berlin fortsetzte, 1848–1849 in Frankfurt/M., wo er mit Böhmer verkehrte, 1849 Promotion und 1851 Habilitation in Bonn, 1852 o. Prof. für Geschichte in Innsbruck, seit 1863 für deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, 1866 Mitglied der Wiener Akademie, 1879 emeritiert. Ficker verteidigte in vielen seiner Werke den grossdeutschen Standpunkt gegen Sybel.

den, nicht bieten. Auf eignen Antrieb hörte ich fleissig die historischen Vorlesungen und suchte auch in benachbarten Gebieten mich heimisch zu machen. Vor allem war es da wider Dahlmann, dessen Kolleg über Politik und eine fünfstündige, die gesamte Nationalökonomie und Finanzwissenschaft zusammenfassende Vorlesung mich zu den fleissigsten Zuhörern rechnen durfte; fast noch mehr zog mich Walters<sup>39</sup> Kolleg über römische Rechtsgeschichte an, da es meiner Neigung, in Verfassung und Recht die den Gang der geschichtlichen Vorgänge zusammenhaltende Kraft zu erkennen, einen festen Gehalt gab. Leider freilich versäumte ich es, von der römischen Rechtsgeschichte zu den Institutionen, von der Politik zum Staatsrecht weiter zu gehen, während meine Absicht, deutsche Rechtsgeschichte zu hören, durch äussere Hindernisse durchkreuzt wurde. Mit desto grösserem Eifer folgte ich zugleich den schon im Gymnasium empfangenen Anregungen zum Studium der Günther'schen Philosophie. Hinter einander hörte ich bei Knoodt Logik, Psychologie und Metaphysik, arbeitete mich auch tapfer durch Günthers Vorschule zur spekulativen Theologie<sup>40</sup>; und wenn ich später auch erkannte, dass meine philosophische Vorbildung empfindliche Lücken hatte, so vermochte ich doch die Hauptsätze des Günther'schen Systems ohne besondere Schwierigkeiten mir anzueignen. Nur zum Teil waren dieselben rein philosophischer Art, zum andern Teil theologisch dogmatischer Herkunft. Ein Kreis junger Theologen war es denn auch, der trotz des vom Kölner Ordinariat ausgeübten Druckes in diese Vorlesungen sich vertiefte. Zu ihm gesellt, fand ich in Knoodt einen Lehrer, der menschlich uns Studenten näher, als irgend ein anderer trat. Das Feuer seines Vortrags, die schlagfertige Dialektik, die er in der Unterredung bewährte, seine Bereitwilligkeit, dem Schüler jederzeit Rede zu stehen, wurde unterstützt durch eine weitherzige Gastlichkeit, die er, auf der soliden Grundlage eines köstlichen Weinkellers, durch joviale, bis zur Aus-

<sup>39</sup> Ferdinand Walter (1794–1879), Rechtsstudium in Heidelberg, 1818 a. o. Prof. der Rechte in Bonn, gab 1822 ein Lehrbuch des Kirchenrechts heraus, das zahlreiche Auflagen erlebte, ausserdem u. a. Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian (Bonn 1834–1840) und Deutsche Rechtsgeschichte (Bonn 1852); 1848–1850 als Konservativer in der preussischen Nationalversammlung und der Ersten Kammer.

<sup>40</sup> Anton Günther, Vorschule zur spekulativen Theologie des Christenthums, 1. Abt.: Die Kreationslehre; 2. Abt.: Die Inkarnationslehre, Wien 1828, zweite Auflage 1848. Mit diesem, seinem Hauptwerk, wurde Günther rasch in ganz Deutschland bekannt. Er versuchte hier, den Dualismus von Descartes zu erneuern, indem er über die empfindende und vorstellende Seele noch den Geist als ein selbständiges, von dem Natürlichen qualitativ verschiedenes Wesen setzte.

gelassenheit, aber nicht bis zur Frivolität gehende Unterhaltung belebte. Freie Aussprache über die kirchlichen Zustände und Missstände kam dabei zu ihrem vollen Recht.

Persönlich stand Knoodt zu Reinkens und seinem Kreis in naher, wenn auch durch die Verschiedenheit des Auftretens oft gestörter Beziehung. Dieser Kreis selber war inzwischen in mancher Hinsicht bereichert. Watterich war zwar seit dem Winter 1855/6 Professor an dem Lyzeum zu Braunsberg; aber sowie die Ferien begannen, eilte er nach Bonn zur Wiederaufnahme des Verkehrs mit seinem verehrten Meister. Neben ihm erschien auch regelmässig Reinkens Bruder, der Breslauer Professor der Kirchengeschichte Joseph Reinkens<sup>41</sup> und brachte gelegentlich auch den Dogmatiker und Güntherianer Baltzer<sup>42</sup> mit. Meine ältere Schwester hatte, nachdem sie von der Wahl des Klosterlebens infolge tiefern Einblicks in den Geist klösterlicher Frömmigkeit abgestanden war, im engsten Zusammenwirken mit Reinkens eine mit öffentlicher Schule verbundene Erziehungsanstalt gegründet (1857), mit der Absicht, die von Reinkens verkündeten Lehren und Grundsätze in Unterricht und Erziehung zur Geltung zu bringen. Natürlich waren auch in meinem elterlichen Hause Reinkens und seine Freunde gern gesehene Gäste. Für mich hatte das alles nun die Folge, dass mein Umgang eine vorwiegend theologische Färbung erhielt. Nach oben nahm mich der Kreis von Reinkens auf; in ihm aber befolgten besonders Watterich und der Professor Reinkens den Grundsatz, dass man einen hoch strebenden jungen Menschen durch freundliche, gelegentlich selbst schmeichelrische Anerkennung in seinen Bestrebungen fördern müsse. Dadurch wurde ich in meinem Selbstvertrauen bestärkt, während doch ein kräftiger Hinweis auf das, was in meinem Treiben planlos und oberflächlich war, besser gewirkt hätte. Nach unten fand ich meine Freunde vornehmlich unter den güntherianischen Theologen, wodurch mir der fördernde und abschleifende Austausch mit Studirenden, die meinem Fache näher

<sup>41</sup> Joseph Hubert Reinkens (1821–1896), erst Fabrikarbeiter, dann Theologie- und Philosophiestudium in Bonn, 1848 Priester, 1849 Dr. theol. in München und 1858 Habilitation in Breslau, 1853 a. o. Prof., 1857 o. Prof. in Breslau, zugleich ab 1852 Domfestprediger bis 1858, 1871 Dr. phil. h. c. in Leipzig, 1873 zum ersten Bischof der deutschen Alt-Katholiken gewählt.

<sup>42</sup> Johann Bapt. Baltzer (1803–1871), Theologiestudium in Bonn, 1829 Priester, Repetent in Bonn, 1830 a. o. Prof., 1831 o. Prof. in Breslau für Dogmatik, 1846 Domkapitular, 1853/54 und 1855/56 zur Verteidigung Günthers in Rom, 1860 Domscholastikus, im selben Jahr von Fürstbischof Förster suspendiert, vom königlichen Disziplinarhof zwar freigesprochen, aber vom Staat nicht in seinen Rechten geschützt.

standen und andre Anschauungen und Gewohnheiten in meine einseitige Gedankenwelt hineinragen konnten, abgeschnitten wurde. Ich war in Gefahr, in meinen Studien mich zu zersplittern und gesellschaftlich zu vereinsamen. Da war es eine glückliche Fügung, dass ein äusserer Anstoss wenigstens in meinen Arbeiten auf Concentration wirkte.

Im Herbst 1858 stellte die philosophische Fakultät als Preisfrage eine Untersuchung auf de Diocletiano<sup>43</sup> novarum in re publica institutionum auctore. Obwohl ich erst zwei Semester hinter mir hatte und der römischen Geschichte völlig fremd gegenüber stand, hatte ich doch den Mut, mich an die Bearbeitung des Gegenstandes zu wagen, und ich kann mir die Anerkennung nicht versagen, dass ich mich mit nicht gewöhnlicher Energie in die Masse der Quellen und Literatur hineinarbeitete, z. B. nicht einmal vor den Folianten der Gothofredus-Ausgabe des Codex Theodosianus<sup>44</sup> zurückschreckte, und so nach Ablauf des neunmonatlichen Termins die fertige lateinisch geschriebene Arbeit einreichen konnte. Bedenklich war es, dass ich in Wolfgang Helbig<sup>45</sup>, der später als Archäologe bekannt geworden ist, einen Mitbewerber fand, der nach der Zahl der Semester und als ordentliches Mitglied des philologischen Seminars auch nach methodischer Schulung mir weit vorstand. Diesem Verhältniss entsprach denn auch das Urteil der Fakultät. Es besagte, dass Helbig nec doctrina nec iudicio alteri cedat, arte autem disputandi eum superret. Ihm wurde also der Hauptpreis zuteil. Da man mich aber mit einem blossen Accessit nicht abfinden wollte, so erfand man die ungewöhnliche Formel «*proxime victoriam accessit*» und erteilte mir die Hälfte des Preises.

<sup>43</sup> *Diokletian* (239–ca. 316), römischer Kaiser 284–305, der erste Kaiser, der keine Residenz mehr in Rom hatte. Diokletian residierte in Nikomedien, sein Mitregent Maximinian in Mailand. Unter ihm begann sich der «Byzantinismus» mit einem prächtigen Hofzeremoniell zu entwickeln, er verbesserte die Verwaltung, reformierte das Münzwesen und setzte 301 mit dem Edictum de pretiis die Preise für Lebensmittel und Bedürfnisse des täglichen Lebens fest.

<sup>44</sup> *Theodosius II.* (401–450), römischer Kaiser ab 408; die Herrschaft führte seine Schwester Pulcheria. Er veröffentlichte 438 den Codex Theodosianus, in dem alle kaiserlichen Edikte seit Konstantin bis in seine Zeit in 16 Bänden zusammengestellt waren. Die Ausgabe des *Gothofredus* erschien 1665 in Leiden.

<sup>45</sup> Wolfgang Helbig (1839–1915), Philologie- und Archäologiestudium in Göttingen und Bonn 1856–1861, Promotion 1861 in Bonn, 1862 Stipendiat am (Deutschen) Archäologischen Institut in Rom, 1865–1887 dort zweiter Sekretär, blieb auch weiterhin als Mittelpunkt der adeligen, gelehrten und künstlerischen Welt in Rom, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (1882) und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1893).

Nahe hätte es nun gelegen, dass ich auf dem eingeschlagenen Weg meine Studien fortgesetzt hätte. Aber wiederum fasste mich ein anderer Plan. Kam der Anstoss daher, dass ich mich nach dem Handbuch von Walter mit Kirchenrecht zu befassen anfing, oder wirkte eine andre Anregung? – genug, ich ergriff den ziemlich abenteuerlichen Gedanken, als spätere Doktorschrift eine Darstellung des Verhältnisses von Staat und Kirche unter Karl d. Gr. auszuarbeiten. Zustande ist davon nichts gekommen; aber der Einfall hatte das Gute, dass ich jetzt mit ähnlichem Eifer, wie vorher die Quellen der römischen Kaiserzeit, so jetzt die Quellen der Karolingischen Epoche, wie sie mir vornehmlich in den beiden ersten Bänden der *Monum. Germaniae*<sup>46</sup> vorlagen, durchlas und dabei durch das Studium der Einleitungen zu den einzelnen Ausgaben einen Begriff von mittelalterlicher Quellenkritik gewann. Ich las dann auch weiter in der deutsch-mittelalterlichen Annalistik bis über Otto von Freising<sup>47</sup> hinaus. Eine kleine Frucht dieser Studien war eine Untersuchung über die Ursachen des Aufstandes Ludolfs<sup>48</sup> gegen Otto d. Gr., die ich in den historischen Übungen Löbells vorlas und dieser, übrigens ohne jedes kritische Eingehen, kurzweg als eine «sehr gute Arbeit» bezeichnete. Im ganzen blieb ich auch jetzt den Gefahren zersplitterter und unmethodischer Arbeit und einseitigen, weltentfremdenden Umgangs ausgesetzt. Aber jetzt kam eine Zeit, da mich der Gang des Lebens zum Teil in sehr unsanfter Weise auf richtigere Bahnen stiess.

Am 1. August 1859 trat ich während der durch den österreichisch-italienischen Krieg veranlassten Mobilmachung als einjährig Freiwilliger in die Ersatzschwadron des Bonner Husarenregimentes ein. Herkömmlich galt dieses Regiment als bestimmt für die Söhne angesehener und begüterter Familien, die dann auch in der Regel einem der Studenten-

<sup>46</sup> Die *Monumenta Germaniae historica* wurden von der 1819 gegründeten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde herausgegeben, der erste Band erschien 1826. Später wurde das Unternehmen von der preussischen Akademie der Wissenschaften übernommen.

<sup>47</sup> *Otto von Freising* (ca. 1112-1158), studierte in Paris, 1132 Zisterzienser in Morimund, 1138 Bischof von Freising. Er schrieb 1143-1146 in 8 Büchern «*Chronica sive historia de duabus civitatibus*» und auf Anregung seines Neffen, des Kaisers Friedrich I., die «*Gesta Friderici imperatoris*» bis 1156, die von seinem Kaplan Rahewin bis 1160 fortgeführt wurden.

<sup>48</sup> *Liudolf* (930-957), 949 Herzog von Schwaben, versuchte 953 mit seinem Schwager Konrad dem Roten einen Aufstand gegen seinen Vater, Kaiser Otto I., und schloss sich 954 den einfallenden Ungarn an, wodurch er seinen Rückhalt im Lande verlor. Er suchte Ende 954 Verzeihung bei seinem Vater, von dem er aber nur mehr seine Eigengüter, nicht mehr das Herzogtum zurückhielt.

korps beitraten. Obgleich nun derartige Voraussetzungen für mich keineswegs zutrafen, bestimmte mein Vater mich doch für den Dienst in dieser Truppe, weil er bei meiner Jugend – ich zählte erst neunzehn Jahre – mich gerade in diesem Jahr aus dem Schutz und der Aufsicht des elterlichen Hauses nicht entlassen wollte. Immerhin aber war die Folge seiner Wahl, dass meine kindliche Unerfahrenheit im Umgang mit Menschen in eine harte Schule genommen wurde. Gleich in den ersten Wochen musste ich erproben, wie bitter vorlautes Reden und Nachlässigkeiten in kleinen Pflichten der Disziplin von den Vorgesetzten geahndet wurden. In der Folge gelang es mir dann freilich, diese Mängel zu bessern und ein ganz tauglicher Soldat zu werden, wenngleich Freude an den neuen Pflichten nicht aufkam, da aus dem Mund unserer Offiziere, besonders des Schwadronsführers von Schadow niemals wolwollende Leitung, sondern herrischer Befehl bis zu brutaler, selbst beschimpfender Zurechtweisung sprach. Eine erfreuliche Ausnahme machte nur der Secondleutnant von Bredow. Aber meine eigentlich schweren Erlebnisse ergaben sich aus dem Verhältniss zu meinen Kameraden. Wie schon angedeutet, waren es fast durchweg Korpsburschen. Nun hatte ich in meiner Zurückgezogenheit von den Korps nur soviel gehört, dass sie dem Duell- und Mensurzwang unterstanden, die Vorlesungen schwänzten und neben ihren Trinkexessen sich auch den schlimmern sittlichen Ausschreitungen ergaben. Ich brachte ihnen daher ein Gefühl von Widerwillen und Überhebung entgegen, das<sup>49</sup> einem selbstbewussten jungen Menschen leicht aufgeht, wenn er sich als klüger und besser ansieht. Jetzt fand ich mein Vorurteil besonders auch durch einen mich erschreckenden Einblick in die sittliche Frivolität mehrerer dieser jungen Herrn bestätigt. Da ich nun noch nicht gelernt hatte, meine Gedanken klug zu verhüllen und meine Zunge im Zaum zu halten, so kam es bald zu einem stillen Zwist, dann, als ich einmal vor einem Kameraden, den ich für vertrauenswürdig hielt, der mich aber sofort verriet, meiner Stimmung freien Lauf liess, zu offenem Bruch. Fortan wurde ich wie ein Geächteter behandelt, und das Militärjahr wurde mir unter herrischen Vorgesetzten und feindlichen Kameraden zu einer Zeit der Qual. Natürlich wurde mir auch die Qualifikation zum Offizier versagt, wobei ich freilich unter den zwölf Freiwilligen, die einst neben mir in die Ersatzschwadron getreten waren, zehn Leidensgenossen hatte. Bei den Unregelmässigkeiten, die sich aus der damals vorgenommenen Reorganisation des Heeres ergaben, hatte dies die weitere Folge, dass ich später zu keiner Dienstlei-

<sup>49</sup> Im Original: dass.

stung mehr, auch nicht bei den Kriegen von 1866 und 70 herangezogen wurde, was dann für meine gelehrte Laufbahn recht bequem, für die Entwicklung meiner vaterländischen Sinnesweise aber keineswegs förderlich war.

An das harte Lehrjahr des Militärdienstes schloss sich für mich ein Wanderjahr an, das mich im Wintersemester 1860/1 nach Berlin, in den Osterferien nach Wien, in dem folgenden Sommersemester nach München führte. Soll ich das Ergebniss dieser Bildungsreise in einigen Worten zusammenfassen, so darf ich sagen: mein Ungeschick im Umgang mit Menschen verschiedener Art wurde weiterhin ein wenig, allerdings immer nur ein wenig, abgeschliffen, und zugleich mein Selbstgefühl ein wenig gedämpft; durch fleissigen Besuch der Gemäldesammlungen und mässigen Besuch der Theater wurde mir der Einblick in das Reich der Kunst eröffnet; auf der Tribüne des preussischen Abgeordneten- und Herrenhauses gewann ich eine Anschauung von politischen Diskussionen in grossem Stil; sodann aber in München<sup>50</sup>, unter Cornelius, nahm ich zum erstenmal an ernsthaft geleiteten historischen Übungen teil. Nur vier Besucher hatten sich zu denselben eingefunden. Cornelius begann die Vorlesung, indem er seine damals angestellten Forschungen über den Aufstand des Kurfürsten Moriz<sup>51</sup> gegen Karl V. uns in der Weise vortrug, dass wir der Untersuchung von einem Problem zum andern folgten und sie so, zum Teil auch im Wechsel von Fragen und Antworten gleichsam selber mitmachten. Die zweite Hälfte der Stunden sollte der Besprechung von Arbeiten der Schüler gewidmet sein, unter denen aber diesmal nur ich in Betracht kam: Als ich nun mit meinem Projekt bezüglich Karls d.Gr. vorrückte, schnitt mir Cornelius so uferlose Pläne kurz ab und stellte mir die Aufgabe, aus den Flugschriften des Ulmer Reformators Heinrich von Kettenbach<sup>52</sup> die Entwicklung der Anschauun-

<sup>50</sup> Der folgende Abschnitt bis «... der Leitung Kampschulte's anzuvertrauen» ist abgedruckt in: Goetz, Historiker, S. 190–191.

<sup>51</sup> Moriz (1521–1553), 1541 Herzog von Sachsen. Ursprünglich von seinem Vater her auf den Schmalkaldischen Bund verpflichtet, den er 1542 verliess, um dann eine Schaukelpolitik zwischen kaiserlicher und protestantischer Partei zu treiben, erhielt 1547 die sächsische Kurwürde, trat 1550 an die Spitze der Fürstenschwörung gegen den Kaiser Karl V. für die Erhaltung der «Libertät», schloss 1552 einen Vertrag mit Frankreich und überraschte den Kaiser mit einer militärischen Offensive.

<sup>52</sup> Heinrich von Kettenbach kam aus dem Franziskanerkloster in Ulm, verliess 1522 das Kloster und lebte vielleicht in Augsburg und im Bistum Bamberg. Er verfasste 1522–23 neunzehn deutsche evangelische Flugschriften und starb 1524 oder später.

gen und Geschicke dieses Mannes zu ermitteln. Ich machte mich denn auch an eine ganz sorgfältige Prüfung dieser Schriften und ermittelte im wesentlichen, was sich sachlich ermitteln liess. Insofern war die Arbeit nicht übel. Aber soweit es auf lichtvolle Gliederung des Stoffes aufgrund folgerechter Gedankenentwicklung ankam, liess sie alles zu wünschen übrig, und das unsaubre Aussehen und die hastige Schrift erweckten vollends den Eindruck, dass dem Verfasser der Begriff sorgfältigen Arbeitens, ja auch des Respektes vor seinem Lehrer noch nicht aufgegangen war. Bezeichnend war nun die Art, wie Cornelius mein Geistesprodukt behandelte. Vor den beiden Genossen schonte er mein Selbstgefühl, indem er in seinem Schlussurteil die guten Seiten hervorhob und die formellen Mängel nur schonend rügte, dann aber, als die Zeit meines Abschieds herannahte, sprach er unter vier Augen das kurze Wort aus: die Arbeit, die Sie mir gemacht haben, war flüchtig. Es fehle noch, so fügte er hinzu, das Verständniss für die rechte Art, wie solche Arbeiten anzufassen seien; und er rate mir daher dringend, mich dem Rat und der Leitung Kampschulte's anzuvertrauen. – Erschüttert wurde ich durch diese Worte einigermassen; aber noch wirkte das Lob von Watterich und Reinkens zu nachhaltig, um mir eine wirkliche Einkehr zu gestatten; und so musste ich noch einen derberen Stoss auf mich ergehen lassen.

Als ich, zurückgekehrt nach Bonn, in das Wintersemester 1861/2 eintrat, bereitete ich mich zur Doktorpromotion vor, auf welche dann später, wie ich ohne lange Erwägungen als selbstverständlich annahm, mein Eintritt in die akademische Laufbahn folgen sollte. Diesem weiteren hohen Ziel hätte es nun entsprochen, wenn ich zunächst meine ganze Kraft für die der Fakultät vorzulegende Dissertation zusammengenommen hätte. Aber ich nahm die Sache ziemlich leicht. Da die Vorstudien für Karl d. Gr. sich unabsehbar in die Länge zogen, so gab ich mich an eine Ausarbeitung meiner bei Löbell vorgetragenen Untersuchung über den Aufstand Ludolfs. Den ersten und tiefsten Grund desselben suchte ich in den entgegengesetzten Bestrebungen, welche Ludolf, als Herzog von Schwaben, [und] sein Oheim Heinrich<sup>53</sup>, als Herzog von Baiern, auf die

<sup>53</sup> Heinrich I. von Bayern (geb. zwischen 919 und 922, gest. 955), Bruder Kaiser Ottos I., machte seit 936 Ansprüche auf die Krone geltend, wurde 939 von seinem Bruder geschlagen, 941 erneute Verschwörung, die entdeckt wurde. Seit ca. 936/37 mit der bayerischen Herzogstochter Judith verheiratet, wurde er 948 mit dem Herzogtum Bayern belehnt. Beim Aufstand Liutolfs gegen seinen Vater 953/54, zu dem auch das schlechte Verhältnis zwischen Heinrich und Liutolf beigetragen hatte, stand Heinrich auf der Seite Ottos I.

Erweiterung ihrer Macht nach Italien verfolgten. Ich trat damit in scharfen Gegensatz gegen die von Sybel<sup>54</sup> schon im Jahr 1859 verfochtene Ansicht, nach der Ludolf ein weit blickender Staatsmann war, der die auf Gewinnung des Kaisertums gerichteten Absichten seines Vaters durchkreuzen wollte. Ein behutsames Vorgehen, vor allem auch eine sorgfältige Berücksichtigung der in der Fakultät herrschenden Richtungen wäre daher wol erforderlich gewesen. Nun war in der Fakultät eine wesentliche Veränderung erfolgt, da eben mit dem Wintersemester als Nachfolger Dahlmanns Sybel in dieselbe eingetreten war, während Kampschulte schon im vorhergehenden Jahr das katholische Ordinariat für Ge-

<sup>54</sup> Heinrich v. Sybel (1817–1895) studierte Geschichte in Berlin bei Ranke, 1841 Privatdozent, 1844 o. Prof. in Bonn, 1846 in Marburg, 1856 in München, wo er das Historische Seminar für sich allein beanspruchte unter Ausschluss des gleichzeitig berufenen C. A. Cornelius (Goetz, Historiker, S. 190), 1861 wieder in Bonn, ab 1875 Direktor der preussischen Staatsarchive in Berlin. Seit 1848 auch im nationalliberalen, ant.ultramontanen Sinn politisch tätig. 1857 Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1858 Sekretär der Historischen Kommission, 1876 Mitglied der preussischen Akademie der Wissenschaften, veranlasste die Gründung des preussischen (später deutschen) historischen Instituts in Rom. Er gründete 1856 die «Historische Zeitschrift», in deren erstem Heft er 1859 schon dem Ultramontanismus den Krieg erklärte (Friedrich, Döllinger, III, S. 213), arbeitete anfangs über das Mittelalter, wandte sich dann aber der neueren Geschichte zu. Mit seinen Werken, die oft umstritten waren, propagierte er auch seine gemässigt liberale und kleindeutsche politische Überzeugung.

Unter Berufung auf Ranke und den umfassenderen Stoff der Darstellung in der neueren Geschichtsschreibung stellte Sybel 1856 in einem Aufsatz «Über den Stand der neueren deutschen Geschichtsschreibung» fest, es gebe «keinen objektiven, unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker mehr». Der Historiker müsse eine sittliche Gesinnung haben und damit «ein bestimmtes Verhältniss zu den grossen weltbewegenden Fragen der Religion, der Politik, der Nationalität. Der Historiker, der sich hier in vornehme Neutralität zu ziehen sucht», werde seiner Aufgabe nicht gerecht. s. v. Sybel, Kleinere historische Schriften, Bd. I, 3. Aufl., Stuttgart 1860, S. 355–356. In einer Festrede der Akademie am 28. Nov. 1859 «Über die neueren Darstellungen der Kaiserzeit» hatte er den Schwabenherzog Ludolf als weitblickenden Staatsmann dargestellt und ihn zum Kronzeugen seiner kleindeutschen Geschichtsauffassung gemacht (s. Skalweit, Ritter, S. 212). Julius Ficker entgegnete 1861 in: «Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen», worauf Sybel 1862 antwortete in: «Die deutsche Nation und das Kaisertum», s. Walter Bussmann, Heinrich v. Sybel, in: Bonner Gelehrte ... Geschichtswissenschaften, S. 97–98, und K. Repgen, Kampschulte, S. 145: Kampschulte nahm in einer Festrede am 22. März 1864 über «Die Kaiserkrönung Karls d. Gr. und das christliche Universalreich des Mittelalters» gegen Sybel Stellung.

schichte erhalten hatte<sup>55</sup>. Dass ich an beide oder doch einen von ihnen mit der Bitte um Rat und Anleitung bei Bearbeitung des heiklen Themas herantreten müsse, hätte ich mir bei einiger Umsicht sagen müssen. Aber noch einmal folgte ich blind meinem Eigensinn und gab die zustande gebrachte Arbeit obendrein in einer äusseren Gestalt ein, welche Kampschulte später zu der Mahnung bestimmte, dass ich mehr Achtung vor der Fakultät haben möchte. So konnte mir denn eine empfindliche Niederlage nicht erspart werden. Sybel, der den Widerspruch überhaupt schwer ertrug und jetzt wol noch einen ultramontanen Tendenzhistoriker vor sich zu haben glaubte, übernahm das erste Referat und trug in einem scharf gefassten Votum auf Abweisung an. Unlängbar konnte er sich dabei auf manche Flüchtigkeit, besonders auch auf vielfaches Übersehen neuer und neuester Literatur berufen. Dies zugebend suchte Kampschulte ein mildereres Urteil zu erwirken: Rückgabe der Schrift zu nochmaliger Durcharbeitung. Ich selber aber, durch Vermittlung meines Vaters über die Sache unterrichtet, ergriff den einzig richtigen Ausweg, indem ich die Arbeit zurückzog und nun meine ganze Kraft auf die Umarbeitung meiner Preisschrift über Diokletian warf, deren ersten Teil ich dann auch mit Beginn des neuen Semesters einreichen konnte. Jetzt hatte ich die Genugtuung, dass die Fakultät meine Schrift<sup>56</sup> mit dem Prädikat erudite et sagaciter bedachte, während ich freilich in dem mündlichen Doktorexamen mich mit dem bescheidenen Sprüchlein multa cum laude begnügen musste. Am 28. Mai 1862 erfolgte darauf meine Promotion.

In späteren Jahren glaubte ich aus dem Verhalten Sybels entnehmen zu dürfen, dass er das Gefühl hatte, nicht ganz gerecht gegen mich gewesen zu sein. Jedenfalls aber hatte für mich sein vom Verdacht der Parteilichkeit allerdings nicht freies Vorgehen die Bedeutung einer unschätzbaren Woltat. Denn von jetzt ab stand mir die Pflicht strenger Selbstprüfung und grösserer Rücksicht im Verkehr mit den Menschen unverrückbar vor der Seele, wenn ich auch den mir angeborenen Zug des Eigenwillens und der Verschlossenheit nicht auszutilgen vermochte.

Dass übrigens das Vertrauen, welches Kampschulte und Cornelius auf meine Leistungsfähigkeit setzten, durch den Sybel'schen Zwischenfall nicht gestört war, erfuhr ich durch ein Anerbieten, mit dem sie einige Zeit vor meinem Doktorexamen an mich herantraten, und das für mei-

<sup>55</sup> S. dazu *Konrad Repgen*, Franz Wilh. Kampschulte, in: Bonner Gelehrte ... Geschichtswissenschaften, S. 132–145.

<sup>56</sup> De Diocletiano novarum in re publica institutionum auctore commentatio.

nen weiteren Lebensgang entscheidend werden sollte. Unter den wissenschaftlichen Unternehmungen der im Jahr 1858 gegründeten Münchener Historischen Kommission<sup>57</sup> hatte Cornelius die Herausgabe der bairischen und pfälzischen politischen Korrespondenzen von 1600 bis 1650 übernommen und suchte nun für den pfälzischen Teil, zunächst für die Akten der Politik der Union<sup>58</sup> einen die Sammlung und Bearbeitung der Schriftstücke durchführenden Mitarbeiter. Auf seine Anfrage antwortete Kampschulte sofort mit einer Empfehlung meiner Person, und Cornelius ging darauf, soviel ich weiß, ohne Schwanken ein. Und ich selber? Nachdem ich bisher ein festes Studiengebiet bald hier, bald da gesucht hatte, bot sich mir jetzt ein Arbeitsfeld, auf dem mir die Erzielung neuer Ergebnisse gewiss war; ich konnte zugleich auf eine feste Führung rechnen, deren Notwendigkeit mir unter den jüngsten Erlebnissen doch klar geworden war. So zögerte ich keinen Augenblick, das Anerbieten anzunehmen, um so weniger, da es mir bei einem allerdings recht bescheidenen Gehalt die Aussicht eröffnete, mich sorgenfrei auf die künftige Habilitation vorzubereiten<sup>59</sup>, und das in einer Stadt, die zugleich mit ihren

<sup>57</sup> Das Gründungsdekret der Historischen Kommission wurde von König Max II. am 28. Aug. 1858 unterzeichnet und «am nächsten Tage erfolgte der Zusammentritt der hervorragendsten Historiker Deutschlands, um ein definitives Statut und die nächsten Aufgaben der Kommission zu beraten. Es waren, da Chmel in Wien krank, Böhmer in Frankfurt und Kopp in Luzern auf Reisen gegangen waren, allerdings zumeist Norddeutsche oder Männer der gleichen Richtung, was schon übel vermerkt wurde; noch übler deutete man es aber, dass Döllinger nicht beigezogen worden war» (*Friedrich, Döllinger*, III, S. 212). Allerdings änderte der König im Jahr 1859 seine Politik, was sich auch in der Förderung Döllingers und anderer katholischer Gelehrter niederschlug, ja Döllinger wurde nach dem Tod des Sekretärs Rudhard an Stelle des bisher favorisierten Sybel zum Sekretär der Historischen Klasse der Akademie gewählt. (*Friedrich, Döllinger*, III, S. 216–218 und 222–223)

<sup>58</sup> Die Union wurde 1608 in Anhausen bei Nördlingen von sieben protestantischen Fürsten mit Unterstützung des französischen Königs Heinrich IV. als Verteidigungsbündnis gegründet. Zwar traten bald weitere Reichsstände dem Bündnis bei, doch litt es neben Geldmangel unter dem Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformierten. Direktor war der Wittelsbacher Friedrich V., Kurfürst der Pfalz, der Winterkönig, doch unterstützte die Union dessen Bemühungen um die böhmische Krone nicht. Als Gegenbündnis formierte sich 1609 die Liga, deren Bundesoberst der bayerische Wittelsbacher und spätere Kurfürst Maximilian I. war. Die Union wurde nach einer Verlängerung 1617 im Jahr 1621 aufgelöst. Die Darstellung von *M. Ritter*, Geschichte der deutschen Union, 1867–1873, ist noch nicht überholt, s. Anm. 85.

<sup>59</sup> *Skalweit*, Ritter, S. 212, schreibt: «Die Habilitation in Bonn anzustreben, konnte ihm nach den hier gemachten Erfahrungen nicht ratsam erscheinen.»

Kunstsammlungen und ihrem Kunstleben für meine ästhetische Fortbildung die schönste Gelegenheit bot. Einige Überlegung erweckte mir nur die Frage meiner weitern Studienpläne. Die Ausarbeitung meiner Dissertation hatte mich wider zu nachhaltiger Beschäftigung mit der alten Geschichte geführt und zu dem Gedanken, in ihr mein eigentliches Arbeitsgebiet zu suchen. Sollte ich mit diesem Vorsatz einfach brechen? Ich kam zu der Auskunft, meine Studien über alte Geschichte in beschränktem Masse fortzuführen, hauptsächlich aber mich der neueren Geschichte und hier zunächst der Zeit der Gegenreformation und des Dreissigjährigen Kriegs<sup>60</sup> mich zuzuwenden. *(Schluss folgt)\**

<sup>60</sup> Ritters Werk Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreissigjährigen Krieges 1555–1648, 1886–1908, zweite Aufl. 1962, gilt immer noch als das grundlegende Werk zu diesem Thema.

\* Da die nächste Nummer dem Gedenken an den hundertsten Todestag des ersten Bischofs der deutschen alt-katholischen Kirche, Dr. Joseph Hubert Reinckens (1821–1896) gewidmet ist, folgt der zweite Teil dieses Beitrags später. Die Redaktion bittet um Verständnis.